

langen. (b) Von Kriegsbeginn bis zum Sieg darf dem Feind nur der zum Sieg notwendige Schaden zugefügt werden; Unrecht gegen Unschuldige ist in sich sittlich schlecht. (c) Nach dem Sieg darf der Fürst den Besiegten alle zur Bestrafung, Genugtuung und Wiedergutmachung erforderlichen Schäden zufügen. (d) Wenn dazu Maßnahmen gegen die Schuldigen genügen, dürfen sie nicht auf die Unschuldigen ausgedehnt werden. (e) Wenn es zur vollen Wiedergutmachung notwendig ist, dürfen Unschuldigen ihre Güter und ihre Freiheit genommen werden. (f) Unschuldige dürfen unter keinen Umständen direkt getötet werden; wenn es für den Sieg erforderlich ist, darf ihr Tod jedoch zugelassen werden. (g) Außer den zur Genugtuung notwendigen Schäden darf der Fürst nach dem Sieg bei Wahrung des Lebens alles anordnen, was notwendig ist, um den Frieden für die Zukunft zu sichern. (h) Auch ein Krieg, der allen Forderungen der Gerechtigkeit entspricht, kann gegen die Liebe verstoßen, z. B., wenn er aus Hass geführt wird.

Die beiden Fragen aus *De homicidio* lauten: (a) Werden alle, die in einem ungerechten Krieg kämpfen, irregulär? (b) Werden die, die in einem gerechten Krieg verstümmeln, irregulär? – Zu (a): Wenn in einem ungerechten Krieg Menschen getötet und verstümmelt werden, dann werden alle, die in diesem Krieg kämpfen, irregulär, auch wenn sie mit ihren eigenen Händen kein Blut vergießen, „sondern [nur] den Tätern im Kampf zur Seite stehen, mit ihnen zusammenarbeiten, ihnen Waffen zur Verfügung stellen, sie ermutigen. [...] Der Grund ist, dass alle am Totschlag mitwirken“ (197). – Zu (b): Suárez unterscheidet zwischen einem Verteidigungs- und einem Angriffskrieg. Wenn der Krieg notwendig ist zur Verteidigung des eigenen Lebens, wird auch der nicht irregulär, der mit eigener Hand tötet. Aus demselben Grund wird auch der Führer, der die Soldaten zusammenruft und ihnen Waffen gibt, nicht irregulär. Dasselbe gilt, wenn der Krieg notwendig ist zur Verteidigung des Gemeinwohls und des Vaterlandes, denn das Gemeinwohl ist dem Eigenwohl und die Verteidigung des Vaterlandes der Erhaltung des eigenen Lebens vorzuziehen. In einem gerechten Angriffskrieg zu kämpfen ist keine Sünde, außer für diejenigen, denen es durch positives Recht verboten ist. Soldaten, die in einem solchen Krieg kämpfen und mit eigenen Händen kein Blut vergießen, werden nicht irregulär, auch wenn andere in diesem Krieg töten und verstümmeln. Aber, so der Einwand, auch wenn er selbst nicht tötet, so tötet er doch durch andere, die er unterstützt. Suárez antwortet mit einer Unterscheidung. „Das eine ist, gerecht und tapfer zu kämpfen, das andere, im Kampf zu töten“ (213). Das Erste ist sittlich gut, und sein Begriff schließt im Unterschied zum Begriff des Zweiten das Blutvergießen nicht ein. F. RICKEN SJ

SCHMID, JOHANNA ELISABETH, *Amerikanisierung oder Gegenkultur? Jesuiten aus den deutschen Provinzen in Maryland und Pennsylvania 1740–1833* (Studien zur Kirchengeschichte; 18). Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2013. 386 S., ISBN 978-3-8300-7446-5.

Diese Publikation ist praktisch eine Geschichte der Jesuiten im Übergang von der britischen Kolonialzeit über den Unabhängigkeitskrieg zu den ersten Jahrzehnten der USA bis zur Errichtung der selbstständigen Ordensprovinz Maryland 1833, wobei die (insgesamt 16) deutschstämmigen Jesuiten noch einmal besonders berücksichtigt werden. Aber mehr als die Hälfte des Textteils sind der generellen Darstellung des Katholizismus in der amerikanischen Gesellschaft (1–91) und der Jesuiten auf dem Territorium der heutigen USA (93–176) gewidmet, während die deutschsprachigen Jesuiten (177–342) 48 % des Umfangs einnehmen. Das ergibt sicher nicht wenige Überschneidungen und Wiederholungen. Immerhin wird die manchmal unübersichtliche Fülle der Informationen durch gute und treffende Zusammenfassungen geordnet.

In der 1634 gegründeten und von Anfang an durch Jesuiten seelsorglich betreuten Kolonie Maryland hatten die Jesuiten von England, wo Schlösser katholischer Adliger die Zentren der katholischen Minderheit bildeten, das Modell „Gutshofkatholizismus“ (*manor catholicism*) mitgebracht. Die materielle Grundlage bildete hier die Plantagenwirtschaft, die wiederum auf Sklavenhaltung beruhte. Letztere wurde von den Jesuiten nicht in Frage gestellt, jedoch in paternalistischer Weise humanisiert (dazu 147–157, 224–227, 328–331): Vor allem geschah kein Verkauf von Kindern und Alten, was nicht selten zur Folge hatte, dass nur die Hälfte oder weniger der Sklaven voll arbeitsfähig

war, was sicher mit zum wirtschaftlichen Defizit der Plantagen beitrug. In Pennsylvania bildete die Wanderseelsorge an den verstreut wohnenden katholischen Siedlern die überwiegende Form der Pastoral. In beiden Kolonien bzw. Bundesstaaten bewegten sich die Jesuiten vor und nach der Unabhängigkeit in einer Atmosphäre der Trennung von Staat und Kirche. Die kirchliche Aufhebung des Ordens 1773 bildete hier keinen scharfen Einschnitt, zumal die Jesuiten, ohnehin nur als Einzelne vor dem Staat eigen-tumsfähig, in den britischen Kolonien ihren Besitz behalten konnten. Nach dem Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (Friede von Paris 1783) begann unter Führung des Exjesuiten John Carroll, zunächst Missionssuperior, dann (seit 1789) erster Bischof der USA, die Einrichtung einer eigenständigen ortskirchlichen Struktur, in die die Jesuiten maßgeblich integriert waren und deren Kern sie (in der 1783 gegründeten „Corporation“ katholischer Priester) darstellten.

Der entscheidende neue Einschnitt liegt um 1805. Jetzt wurde der Jesuitenorden in den USA wiedererrichtet bzw., die dortigen Jesuiten konnten sich der fortexistierenden und 1801 von Pius VII. offiziell anerkannten Russischen Provinz des Ordens anschließen. Dies schuf Status-Konflikte, z. B. um die „Corporation“ und die Rolle der Jesuiten in ihr. Zugleich war dies die Zeit, da in vermehrtem Maße Jesuiten aus Europa kamen. Eine Folge war der innerjesuitische „Nativismus-Streit“ der Zeit 1815–1830 (132–138). Während die amerikanischen Jesuiten auf der Linie von Carroll von den Idealen der Demokratie überzeugt, mehr der Aufklärung verhaftet und im Allgemeinen sensibler gegenüber protestantischen Aversionen und Vorurteilen waren, vertraten die Europäer politisch und kirchlich konservativere Positionen. Dies ist freilich nur die eine Seite. Denn pastoral vertraten die Europäer die modernere Position. Während die „Natives“ an der Plantagenwirtschaft und dem Internatssystem festhielten, erwiesen sie sich als sensibler für den Übergang von einer agrarischen zu einer städtischen Gesellschaft: Sie wollten die wirtschaftlich ohnehin defizitären Plantagen verkaufen und stattdessen die Pastoral in den Städten, vor allem durch Tagesschulen (und mit Schulgeld), aufbauen. Und sie setzten sich auf Dauer durch.

Dies zeigt sich auch beim Wirken deutscher Jesuiten. Hier sind zwei Perioden zu unterscheiden. Die erste Generation (1740–1800), noch von der Kolonialzeit geprägt, umfasst insgesamt elf Jesuiten, von denen freilich meist wenig bekannt ist, abgesehen von Predigten (198–210); es war zumeist eine Pastoral zu Pferd. Von der zweiten Generation (1805–1833) von freilich nur fünf deutschsprachigen Jesuiten ist mehr bekannt. Sie engagierten sich mehr in der städtischen Pastoral und waren an den genannten Auseinandersetzungen beteiligt. Als Persönlichkeiten sind sie greifbarer und werden im Einzelnen gewürdigt (246–250).

Besonders ragt aus ihnen Anton Kohlmann heraus, der im vierten Teil eine entsprechend ausführliche Darstellung erfährt (251–320). Er lebte 1806–1824 in den USA, dann bis zu seinem Tode 1836 in Rom. Wenngleich sprunghaft, schwierig und keine Führungsfigur, ist er doch eine markante Gestalt. Bezeichnend ist, dass er einerseits die USA als ein Land lobt, in dem es aller Voraussicht nach nie zu einer Jesuitenvertreibung kommen werde (270), andererseits in dem „demokratischen“ Geist des Landes eine Gefahr für den Orden erblickt, der nur durch Ausbildung des Nachwuchses in Europa begegnet werden könne (271). Auch er war in den innerjesuitischen Nativismus-Streit verwickelt (272–274); vor allem plädierte er für New York als Schwerpunkt gegen Maryland, wo die Gesellschaft Jesu „auf ewig wie in einem Grab verschart sein“ würde (273, vgl. 282). Erhalten sind von ihm weiter Predigten und (vor allem antiprotestantische und antiunitarische) Schriften.

Zusammenfassend stellt die Verf.in fest: „Verfolgt man die Entwicklung der Jesuiten aus den deutschen Provinzen [...], so lässt sich feststellen, dass sie sich aus den Strukturen der englisch geprägten Ausgangslage lösten, um in Rückbesinnung auf die ordenseigene Kernkompetenz in Schule und Öffentlichkeit eine Scharnierfunktion zwischen den Erfordernissen der ländlich geprägten Seelsorge für wenige Einwanderer in Streusiedlungen und der urban orientierten Etablierung des Ordens, auch angesichts des zunehmenden Diözesanklerus, im Hinblick auf neue Eliten und eine große Zahl von Einwanderern, einnahmen und damit in ignatianischer Tradition [...] [zur] Entwicklung des amerikanischen Katholizismus und der Societas Jesu in den USA beitrugen“ (342).

Bei dieser sehr fleißigen, detailreichen und auf umfangreicher Literatur- und Quellenkenntnis fußenden Arbeit ist leider das Fehlen einiger unerlässlicher formaler Hilfsmittel zu vermerken. Es fehlt ein Register, vor allem ein Personenregister; ferner ist weder ein Abkürzungsverzeichnis noch im Rahmen der Literaturangaben ein Verzeichnis der benutzten archivalischen Quellen zu finden. Letztere bzw. ihre Abkürzungen lassen sich nur aus dem Zusammenhang erschließen: JCP wird immerhin im Literaturverzeichnis (345) als „John Carroll Papers“ entschlüsselt; ARSI, nirgends erklärt, ist natürlich das römische Generalatsarchiv; GTU ist offensichtlich „Georgetown University“, AAB „Archive of the Archdiocese of Baltimore“; auch der mehrfach zitierte „Neue Weltbott“ kommt in keinem Verzeichnis vor. Querverweise im Text erfolgen nicht auf Seiten, sondern auf Kapitel-Angaben, sind also nicht für den Druck überarbeitet worden. Die Trennung von Artikeln und selbstständigen Monographien im Literaturverzeichnis dürfte nicht hilfreich für das Finden von im Text mit Kurztiteln zitierten Beiträgen sein.

Für die problemgeschichtliche Forschung dürfte nicht uninteressant sein, dass die „Nativismus“-Kontroverse die Kirchen- und Jesuitengeschichte der USA auch später durchzieht und in gewandelter Form wiederkehrt. Sie bricht z. T. ab 1850 auf, nachdem deutsche Jesuiten in größerer Zahl in die USA geströmt waren und dort ebenfalls an dem zu „demokratischen“ Geist ihrer Mitbrüder Anstoß nahmen (vgl. im Buch des Rez. „Geschichte der deutschen Jesuiten“, Band 1, 128 f.), dann aber vor allem, nachdem deutsche Jesuiten 1869 die Buffalo-Mission übernommen hatten, in den Kontroversen zwischen „Cahenslyismus“ (möglichstes Eigenleben der nationalen Einwanderergruppen) und „amerikanischer Integration“, die zugleich den Fronten zwischen kirchlich „Konservativen“ und „Progressiven“ entsprachen (ebd. II, 193–195). Was sicher diese Auseinandersetzungen von denen zu Anfang des 19. Jhdts. unterscheidet, ist, dass die Frage nach ländlicher oder städtischer Seelsorge hier keine Rolle mehr spielt. Aber es wäre doch interessant, welche Beziehungen, historische Linien oder vielleicht bewusste Anknüpfungen es hier gab.

Dem Buch beigelegt ist eine CD-ROM mit Edition der Briefe und Predigten.

KL. SCHATZ SJ

DOÉRT, FRIEDEL, *Carl Sonnenschein*. Seelsorger, theologischer Publizist und sozialpolitischer Aktivist in einer kirchlichen und gesellschaftlichen Umbruchsituation. Münster: Aschendorff Verlag 2012. 788 S./Ill., ISBN 978-3-402-12948-7.

Die „roaring twenties“ des 20. Jhdts., in der Reichshauptstadt Berlin die „Goldenen Zwanziger“, profitierten vom Wirtschaftsboom und mündeten 1929 in die Weltwirtschaftskrise. Dieses Jahrzehnt war auch die Blütezeit des Wirkens von Carl Sonnenschein in Berlin, der in diesem Jahr früh verstarb. Dieser katholische Priester aus dem Rheinland war zu seiner Zeit einer der bekanntesten Geistlichen, der als Seelsorger und Sozialreformer, Schriftsteller und Vortragsredner, Organisator und Inspirator des Katholizismus auftrat und als eine charismatische Gestalt für ein sozial orientiertes Christentum eintrat. Sonnenscheins Bekanntheitsgrad hat im Laufe der Zeit, in der Nazidiktatur und der Nachkriegszeit, trotz erheblicher Bemühungen um die Erinnerung an diese große Gestalt und ihr Werk, doch erheblich nachgelassen. Lebte die Erinnerung in der Aufbauzeit der 50er- und 60er-Jahre etwas auf, so ebte sie im danach einsetzenden Kulturwandel wieder ab und erlebte in den 80er-Jahren wieder eine kleine Neubelebung, ohne dass es indessen zu einer wissenschaftlich soliden Aufarbeitung gekommen wäre. Daher ist es sehr zu begrüßen, dass nun Friedel Doért mit dem vorliegenden Mammutwerk von 788 Seiten eine umfassende Studie von Leben und Werk vorgelegt hat, welche die bisherigen Darstellungen an Stofffülle und Details in den Schatten stellt. Das Vorhaben des Autors ist es, „dem Leben von Carl Sonnenschein biographisch nachzugehen“, wobei sein Buch „nur als ein Beitrag“ verstanden werden könne, „dem ‚endgültige[n] Buch‘ über ihn einen Schritt näher zu kommen“ (21). Das vorliegende materialreiche Buch stellt mithin nach Auffassung des Autors noch nicht die ultimative Biographie Sonnenscheins dar. Gewiss aber liefert es dafür wichtige Bausteine und außerordentlich reichhaltiges Material.